

Wolfgang Fritz Haug

Georg Lukács im westberliner Vormai

Eine werk-autobiographische Notiz

Wenn ich hier, wie von der Sache gefordert, von mir selber sprechen werde, so trennt eine Geschichte von fast fünf Jahrzehnten mich von diesem *Ich* fast ebenso, wie sie die meinige ist. Außer einer öffentlich nachlesbaren Zeitschrift, dem ARGUMENT, und ein paar eigenen Veröffentlichungen gibt es aus jener Zeit auch einige Arbeitshefte, die nicht für fremde Augen bestimmt waren. Ein paar Notizen daraus lese ich im Folgenden als historische Quellen, um etwas über die Wirkung der Werke von Georg Lukács herauszufinden. Die Zeitschrift ist 1959 eher zufällig entstanden. Mir war die Aufgabe zugefallen, die eingeschlafene Flugblattreihe der Berliner Studentengruppen gegen Atomrüstung wieder zum Leben zu erwecken. Die Vorgänger hatten *Argumente* geheißen, daher der Name DAS ARGUMENT. Binnen weniger Monate kristallisierten sich an den ursprünglichen Gegenstand Themen an wie der französische Kolonialkrieg in Algerien oder der Antisemitismus in Deutschland, der Streit um die polnische Westgrenze oder die westlich geschützte Fortexistenz des Francofaschismus in Spanien. Knapp fünf Jahre später, im Jahrgang 1964, sind im ARGUMENT so gut wie ausnahmslos die Themen der späteren Studentenbewegung präsent. Als diese sie aufgriff, wurden die zuerst in winzigen Auflagen erschienenen Hefte bis zu fünf oder sechs Mal nachgedruckt, in Auflagen, die jeweils das Vielfache der Erstauflage betrug. Und aus dem anfänglichen Zufall war eine zunehmend bewusst übernommene Notwendigkeit geworden. Die Herausbildung des ARGUMENT war zu meiner eigenen Bildungsgeschichte geworden.

Ich will mit dieser Vorbemerkung zwei Aspekte beleuchten. Erstens nimmt die Rede vom *Mai 1968* einen Moment fürs Ganze. In Westberlin fand die erste Demonstration studentenbewegten Typs 1965 statt, um gegen den Staatsempfang des gedungenen Lumumbamörders Moïse Tschombé durch den Berliner Senat zu protestieren. Und aus ähnlichem Anlass, dem Besuch des Schahs von Persien, musste bekanntlich am 2. Juni 1967 ein Mitglied der evangelischen Studentengemeinde, Benno Ohnesorg, sein Leben lassen. Dieser Tod eines völlig Unschuldigen, von

dem keine Bedrohung ausgegangen war, löste eine gewaltige Protestbewegung aus, begleitet vom Hass der von den Medien und der politischen Führung der Stadt aufgehetzten Westberliner. Kurz, nicht nur waren die Themen alle schon Mitte der 60er Jahre da, sondern die Bewegung trieb bereits 1967 ihrem Höhepunkt entgegen. Vielleicht sollte man, wie man es sich im Falle der 1848er Revolution angewöhnt hat, ihre Inkubationsphase Vormärz zu nennen, im Blick auf den Mai 68 vom *Vormai* sprechen.

Zweitens sind in diesem Vormai uns die Fragen aufgegangen, ohne die meine Generation mit den von den Vorgängern bereits gegebenen Antworten nichts hätte anfangen können. So auch mit denen des Georg Lukács. Brechts Weg in unsere Seelen war direkter. Man musste nur, wie ich das ab 1956 mit einiger Regelmäßigkeit zu tun begann, nach Ostberlin ins Theater am Schiffbauerdamm gehen. Wie das Wort *Theorie* im altgriechischen Theater seinen Ursprung hat, so sprang hier Theorie ohne papierene Abstraktion in die Augen. Aber als für uns die Fragen nach Faschismus, Imperialismus oder, am komplementären Gegenpol dazu, nach dem faulen Zauber der Warenwelt virulent zu werden begannen, wie zuvor die Fragen nach den Hintergründen der Atomkriegsgefahr, sprang auch die Theorie aus den Büchern wie von selbst in unser Leben. Das war die Stunde von Georg Lukács. Anfang 1960 hörte ich begierig, was Peter Furth über Dialektik in Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein* zu sagen hatte, zwei Wochen später referierte Harald Kerber über Lukács' Realismuskonzept. In einer Buchbinderei meiner Heimatstadt ließ ich mir mein Exemplar von *Wider den missverstandenen Realismus* mit leeren Seiten durchschossen binden, um Platz für Randnotizen zu haben. Meine Annotationen versiegteten dann doch nach wenigen Seiten. Offenbar hatte ich erst noch viel zuzuhören und wenig zu sagen. Durch meine Notizen der frühen 1960er Jahre ziehen sich von nun an Auszüge aus Lukács' Schriften. Am 31. August 1961, kurz nach der Errichtung der Berliner *Mauer* seitens der DDR, heißt es:

Bei Lukács lese ich: ‚Die undemokratische, reaktionäre Lösung [der nationalen Einheit Deutschlands] erweist sich sowohl in ihrer Bismarckschen wie in ihrer Hitlerschen Form als ein Gebilde, das sich historisch nicht zu halten vermag, dessen eigenste innere Dialektik ein außen- wie innenpolitisch selbstmörderisches Verhalten hervorbringt.‘ – – – Die ‚Lösung, die Adenauer und sein Gefolge erstreben, führt zwangsläufig zu einem neuen imperialistischen Krieg, zu einem neuen Zusammenbruch Deutschlands‘

(aus dem Vorwort von 1952¹). Am Beispiel der Berlinkrise (siehe meine *Berlin-Thesen*) ist mir der mögliche Ansatz zu einem neuerlichen selbstmörderischen Verhalten klar geworden. Dann wäre die DDR doch das kleinere Übel.

In den genannten Thesen hatte ich Überlegungen über die politisch-geschichtliche Bedeutung der Berliner *Mauer* angestellt. Sie erschienen im November unter dem Titel *Freiheit... unterzugeben?* in der Zeitschrift *Ja & Nein*, die vom Jugendring meiner Heimatstadt herausgegeben wurde, in der ich meine ersten schriftstellerischen Gehversuche machen durfte, und trugen mir in Berlin postwendend das Verbot ein, meine Tätigkeit in der politischen Jugendbildung fortzusetzen.

Es war nicht nur mein politisches Weltverständnis, dem Lukács auf die Sprünge half. Seine literaturgeschichtlichen Analysen gaben mir einen Spiegel in die Hand, in dem ich meine gärenden Phantasien und abgründigen Möglichkeiten reflektieren konnte. Unter dem Datum des 3. September 1961 findet sich das Exzerpt:

Die Nacht Novalis' ist ein Untertauchen in eine als vollendet geträumte Gemeinschaft. Die äußerste Zuspitzung des Subjektivismus, die Loslösung aus allen gesellschaftlichen Bindungen erlebt hier ihren Umschlag ins Entgegengesetzte. Aber beide Extreme gehören sozial-psychologisch zusammen. Auf den Rausch des extremen Alleinseins im Subjektivismus folgt zwangsläufig der Rausch des ebenso extremen Sichaufgebens, der vollendeten Hingebung an Krankheit, Nacht und Tod, der Salto mortale in die Religiosität.²

Einen Tag später folgt eine andere Stelle:

Die der Gesellschaft gegenübergestellte Persönlichkeit findet [bei Nietzsche] den moralischen Maßstab ausschließlich in sich selbst; sie lehnt jeden sozialen Kompromiss radikal ab. Damit werden alle Instinkte heilig gesprochen. Auch jene, in denen die Verzerrung und Verkrüppelung des Menschen durch die gesellschaftliche Struktur des Imperialismus und noch besonders durch die undemokratische Entwicklung zum Ausdruck kommt, auch die Instinkte der Machtgier, der Grausamkeit, ja des bestialischen Egoismus.³

¹ Vgl. G. Lukács, *Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur*, Berlin 1953, S. 6.

² Ebd., S. 52f.

³ Ebd., S. 110.

Im Anschluss an das Exzerpt folgt eine intensivere Auseinandersetzung mit Lukács. Wenn sich im Bildungsprozess der Zeitschrift DAS ARGUMENT die Tendenzen des Vormai auskristallisierten, so trieb dieser Prozess zugleich meine Lektüren an, versah sie mit Fragen und Aufmerksamkeiten und bildete an mir selbst mit. Auch wenn Lukács natürlich nicht der einzige war, dessen Schriften ich eine nach der anderen begierig in mich hineinlas, vielleicht auch mich in sie, so spielte er doch in diesen frühen Jahren eine besondere Rolle. Das heißt aber nicht, dass ich ihn unkritisch gelesen hätte. Per 8. Mai 1962 findet sich der Eintrag:

Lukács handelt von den Klassikern des Marxismus in beiläufigen Bemerkungen oft wie ein RIAS-Sportreporter von Fußballstars, in Wendungen wie: ... diese Auffassung hat Engels ‚mit gewohnter Schärfe‘ kritisiert ... oder ... Lenin hat diese Zusammenhänge ‚mit der ihm gewohnten Tiefe‘ gewürdigt usw. —(?) Wissenschaftlichkeit, die doch in Sachlichkeit allein ihr Kriterium fände, mythologisiert er zur ‚Tiefe‘, noch dazu zur ‚gewohnten‘, wobei er offen lässt, ob *man* gewohnt ist, bei Lenin ‚Tiefe‘ zu finden, bzw. ob Lenin gewohnt ist, ‚tief‘ zu sein. Die Unerbittlichkeit, mit der Marx solchen Sprachblödsinn anprangert, sollte der Marxist sich zu eigen machen. – Abgesehen vom Ärger über derlei Phrasen und die allzu eifrige Sanktionierung von Faktischem als *notwendig*, lese ich mit Gewinn in *Der Junge Hegel*.

Die *bedeutenden* Denker bedeuten uns etwas, weil sie über die Sache selbst nachgedacht haben. Die Epigonen denken dann über die Denker nach, statt sich von ihnen zu Parallelaktionen inspirieren zu lassen. Die Sache selbst ist zu aller Zeit die geschehende Geschichte, mit der die geschehene, wie Benjamin und Gramsci wussten, zur geschichtlichen Erkenntnis zusammentritt. Aus der Sache selbst seine Stoffe und Fragen zu beziehen, führt seine eigne Widerspruchstoleranz mit sich. Es stört dabei nicht im Mindesten, dass die Autoren, von denen man sich inspirieren lässt, einander widersprechen, kritisieren, ja bitter bekämpfen – wie Adorno den Lukács oder Lukács den Sartre oder Sartre den Freud. Mir waren sie alle unentbehrlich. Unter dem Datum des 30. September 1966 finde ich die folgende Eintragung:

Fernstudium. – Bei Marx in die Lehre gehen oder, die Lebenden zu nennen, bei Bloch, Lukács, Horkheimer, Adorno. Der ‚persönliche‘ Lehrer bedeutet nur – und dies im besten Falle – die Schutzmacht, die dich ruhig in die Ferne schweifen lässt.

Der *persönliche* Lehrer, das war Hans-Joachim Lieber, dem ich dankbar war und bin, dass er mich bei meinen *Fernstudien*, unter denen Brecht ganz oben rangierte, hatte gewähren lassen. Meine Dissertation von 1965, eine Untersuchung über „Das Problem der Vereinigung im Dualismus von *Das Sein und das Nichts*“ bei Sartre, zeigt, wie ich mit diesen Lehrern arbeite. Dem bis an die Schwelle zur Studentenbewegung grassierenden Absurdismus kritisch auf den Leib zu rücken, das wäre mir ohne Lukács und Bloch kaum in den Sinn gekommen. Meine fundamentale Kritik an der Ehrenrettung des beckettischen Absurdismus durch Adorno zeigt, dass ich bei allem Respekt vor dessen feinst geschliffener Begrifflichkeit eher Lukács zuneigte. Dessen Essay *Wozu braucht die Bourgeoisie die Verzweiflung?* gab mir eine der Fragen, denen ich nachging, auch wenn mir seine damalige Antwort nicht genügte, wie der Nachspann des Buches, der *Zur Ideologiekritik des Absurdismus* überschrieben ist, darlegt. Lukács, heißt es dort, überspringt in seiner berechtigten Kritik entscheidende Vermittlungen:

Zu diesen gehört, neben vielem andern, die widersprüchliche, qualvolle Geschichte des mittel- und osteuropäischen Sozialismus, der kommunistischen Parteien und ihrer Bündnispolitik, auch Kulturpolitik. Das zitierte Buch von Lukács erschien im ungarischen Schicksalsjahr 1956, das Lukács in die Reihen der Aufstands-Regierung und darauf für lange Zeit ins unfreiwillige ‚Beiseitestehen‘ führte. Die Widersprüche, Fehler, Verzerrungen dieses Sozialismus, sein Defizit an Demokratie und wahrheitsdienlicher offener Auseinandersetzung – all das gehört mit zu den Bedingungen, unter denen das revoltierende Bewusstsein in der spätkapitalistischen Gesellschaft umgebogen werden konnte in apologetischen Pessimismus. Freiheit und Demokratie sind nicht bloße Flausen; wo sie in Gegensatz zum Sozialismus geraten, wächst nicht nur bei den Intellektuellen die Neigung, vom Projekt einer konkreten Aufhebung der kapitalistischen Welt zu deren abstrakt-totaler Negation überzugehen.⁴

Lukács' Spätwerk nimmt dann aber genau diese Frage nach der Bedeutung der Demokratie für den Sozialismus und nach der verheerenden Bedeutung ihrer Zerstörung durch den Stalinismus auf und erkennt darin einen der Schlüssel zur Ideologieggeschichte des 20. Jahrhunderts.

⁴ W. F. Haug, *Jean-Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden*, 3., veränderte Auflage, Hamburg 1993, S.180f.

Auch meine zweite Buchveröffentlichung, *Der hilflose Antifaschismus* von 1967, die zu einem Vademecum der Studentenbewegung geworden ist und zahllose Folgeuntersuchungen und -projekte inspiriert hat, wäre ohne das Fernstudium bei Lukács undenkbar gewesen. Hier war es nicht zuletzt die *Zerstörung der Vernunft*, der ich den Impuls verdankte. Im Buch selbst wird Lukács kein einziges Mal erwähnt. Den Dank hatte ich kurz zuvor, im Dezember 1966, im ARGUMENT in einer Doppelbesprechung der *Zerstörung* und eines mit neuem Vorwort frisch erschienenen Taschenbuchauszugs aus ihr abgestattet. Von diesem Vorwort heißt es dort, es spreche

eine recht andere Sprache als z.B. das Vorwort von 1952. Dies zeigt sich etwa in der Einschätzung der Bundesrepublik: Weder ist sie ‚faschistisch‘, noch hat sie effektiv mit der geschichtlichen ‚Fehlentwicklung‘ gebrochen, die im (als unwiederholbar gesehnen) Nazismus gipfelte. Sie erscheint gefährlich, aber nicht akut. [...] Von der offiziellen Politik in der BRD sei ‚nichts zu hoffen‘. Eine neue linke Organisation werde es ‚wahrscheinlich lange nicht geben‘, wodurch ‚Funktion und Gewicht der Ideologen, v.a. der denkenden Schriftsteller, immer größer werden‘.

Man sieht an dieser Hervorhebung förmlich, wie ich dabei über mögliche Funktionen einer Intellektuellenzeitschrift wie DAS ARGUMENT nachdenke. Dann komme ich auf die *Zerstörung der Vernunft* zu sprechen. Sie

ist in ihrer Aufgabenstellung in mehr als einer Hinsicht vorbildlich. Sie geht von der richtigen Erkenntnis aus, dass die neuere Geschichte sub specie des Faschismus geschrieben werden muss. Und zur Darstellung der Geistesgeschichte bedient sie sich des Begriffs der Vernunft, wie er dem Bürgertum, das mit ihm groß geworden war, zunehmend zum Skandalbegriff wurde. Lukács kann als Kommunist den Begriff der Vernunft so selbstverständlich und siegesgewiss handhaben wie einer der Vertreter etwa des englischen oder des niederländischen Bürgertums im 17. Jahrhundert. Im Nachwort gibt er ihm denselben legitimierenden Inhalt wie Hobbes und Spinoza: den Frieden.

Den Vorbildcharakter anzuerkennen, hinderte mich nicht an grundsätzlicher Kritik:

Die Typisierung von ‚Vernunft‘, ‚Unvernunft‘ und ‚Dialektik‘ – meist springen diese Begriffe, die doch der historischen Konkretion bedürfen, als völlig fertige Typen aus dem Arsenal – gräbt

dem ‚Irrationalismus‘ noch nicht das Wasser ab. Auch Vernunft ist nichts Erstes und Selbständiges. Insgesamt enthalten die Darstellungen zu wenig Widersprüchlichkeit, aber auch zuviel Notwendigkeit. Oft wird eine Philosophie überschätzt als ideologisches Subjekt, als kalkulierendes Hirn der Klasse. Gelegentlich treten sogar existenzialistische Kategorien wie ‚Entscheidung‘ und ‚Wahl‘ in den Vordergrund. In alledem verrät sich ein Mangel an Materialismus, kompensiert durch ein Zuviel an Hegelei.

Zum Schluss aber heißt es unmissverständlich:

Für Philosophie, die nicht in erlesenen Belanglosigkeiten geschmäckerlich sich aufgeben will, führt kein Weg an Anspruch und Methode, deren Konkretion Lukács versucht hat, vorbei.⁵

Im März 1968 erschien dann das ARGUMENT-Doppelheft *Brecht / Lukács / Benjamin*, in dem ich durch die Blume – sprich: in Gestalt einer Besprechung von Brechts *Me-ti* – gegen die in meiner (von Lukács mitgeprägten) Sicht irrationalistischen Tendenzen der durch die Studentenbewegung frisch Politisierten argumentierte. Das Heft enthält an zweiter Stelle Werner Mittenzweis für uns überaus wichtige Darstellung der Brecht-Lukács-Debatte. Diese Debatte fand und findet mich noch immer auf der Seite Brechts. Ungleich mehr als Adorno hat der von diesem gleichfalls geschmähte Brecht meiner Lukácsverehrung Abbruch getan. Vor allem aber hatte dies Lukács selbst getan durch seine Brechtkritik. Althusser hat ein paar Jahre an dieser Verdunkelung mitgewirkt. Aber keiner von ihnen hat das Lukácserbe in mir ausgelöscht. Doch hat es lange gedauert, bis ich Lukács’ sozialontologisches Spätwerk zu schätzen lernte. Wiederum ist es ein Projekt gewesen, das mir ein Fragelicht in dieser Hinsicht aufgesteckt hat. Diesmal war es die Arbeit am Artikel ‚Kategorie‘ fürs *Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus*, in dem so mancher Platz für Lukács reserviert ist.

⁵ W. F. Haug, ARGUMENT 41, 8. Jg. 1966, Dez., S. 499f.